

Nur wer fährt, muss zahlen

Eigentlich sind Holländer schwer aus der Ruhe zu bringen. Doch wenn es ums Auto geht, reagieren sie ähnlich emotional wie die Deutschen. Jüngster Anlass: die neue Kfz-Steuer.

Von THOMAS BURMEISTER

Amsterdam (dpa) „Alles Betrüger!“, schimpft ein Autobesitzer im Internet-Forum der Zeitung „De Telegraaf“ über die Regierung. „Politiker missbrauchen uns als Melkkühe“, war zu lesen. Auch von „Ausspionieren“ war die Rede.

Grund der Aufregung ist die vom Kabinett beschlossene Reform der Verkehrsbesteuerung. Anders als die „Telegraaf“-Leser sind viele Experten allerdings begeistert. Künftig soll in den Niederlanden nicht der Besitz, sondern die Benutzung eines Autos besteuert werden. „Vorbildlich“ nennt das der Essener Auto-Professor Ferdinand Dudenhöffer. Er empfiehlt die Nachahmung.

Danach soll ab 2012 für jeden Kilometer, den Niederländer in ihren Autos zurücklegen, beim Finanzamt die Kasse klingeln – egal ob sie samt Wohnanhänger über deutsche Autobahnen schleichen, Spaß im Sportcoupé an der Côte d'Azur haben oder sich in der Heimat im Kleinwagen zur Arbeit stauen. Im Gegenzug fällt die Kfz-Steuer ebenso weg wie die Steuer von 25 Prozent auf den Kauf eines Neuwagens. Das System soll Anreize bieten, den Wagen stehen zu lassen und aufs Fahrrad sowie auf Busse oder Bahnen umzusteigen. Die Ziele: Klima schützen, Staus auflösen und Unfallzahlen senken.



Volle Autobahnen: Die Niederlande suchen Abhilfe mit einer Kfz-Steuerreform. Foto: AP

Funktionieren soll die Sache so: Jedes Auto muss mit einem GPS-Gerät ausgestattet werden (die Kosten für den Einbau erstattet der Staat). Per Satellit teilt diese Auto-„Black Box“ einer Zentrale jeden gefahrenen Kilometer mit. Am Monatsende wird abgerechnet.

Alles ganz einfach, sagt Verkehrsminister Camiel Eurlings. Und gerecht werde es auch zu gehen. Die Streckensteuer – anfangs durchschnittlich 3 Cent pro Kilometer, später 6,7 Cent – werde die Größe, die Motorisierung und den Schadstoffausstoß der verschiedenen Wagenklassen berücksichtigen.

Wer sich im Renault Twingo fortbewegt, zahlt in der Anfangsphase 1,4 Cent pro Kilometer. Beim Audi A8 fallen 16,6 Cent an. Außerdem soll die Tageszeit berücksichtigt werden – vormittags oder spät abends ist billiger als im Berufsverkehr.

Zur Beruhigung der Gemüter rechneten Eurlings Beamten vor, die Mehrheit der Niederländer werde mit dem neuen System keinen Cent mehr an Kfz-Steuern zahlen als bisher. Sechs von zehn würden Geld sparen.

Mit Abstand am größten ist freilich das Misstrauen gegen die „Spionagekästen“, wie Kritiker die GPS-Boxen taufen. „Das ist völliger Quatsch!“, hält Eurlings dagegen. Der Datenschutz gelte uneingeschränkt. Die GPS-Box werde einzig die gefahrenen Kilometer zum jeweiligen Tarif erfassen. „Also keine Adressen von Maitressen“, wie „De Telegraaf“ ironisch hinzufügte.



Selbstzweifel überwinden: Frank Thiele predigt, bei sich anbahnenden Konflikten möglichst früh Öffentlichkeit herzustellen.

Foto: MOZ/Mathias Hausding

Wege aus der Gefahr

Etwas tun, bevor etwas passiert: In Zivilcourage-Seminaren wird entschlossenes Auftreten trainiert

Im Alltag Zivilcourage zeigen, ist nicht schwierig, wenn man ein paar Regeln verinnerlicht. Davon sind Experten wie Frank Thiele überzeugt, die Seminare zum Schutz vor gewalttätigen Übergriffen im öffentlichen Raum anbieten.

Von MATHIAS HAUSDING

Berlin (MOZ) Es geschah am helllichten Tag. Der elfjährige Tom war auf dem Heimweg von der Schule, als ihn ein fremder Mann am Rucksack festhielt. Tom ging weiter, der Fremde folgte, bis der Junge mit klopfendem Herzen daheim bei seiner Mutter eintraf. Der Mann stand immer noch an der Ecke. Als Toms Mutter ihn zur Rede stellen wollte, flüchtete er.

Ein Ereignis, das für die Berliner Familie glimpflich ausging, aber doch unangenehme Gefühle hinterließ. „Welchen Rat können wir unserem Sohn geben?“, fragt sich Toms Vater Sven, ein Richter. Er fühle sich von Konflikten dieser Art überfordert, räumt Sven ein. „Auch in der S-Bahn erlebe ich häufig kritische Situationen – und weiß nicht, wie ich darauf reagieren soll.“

Antworten erhoffen sich Sven und Tom von einem Seminar, in

dem Zivilcourage trainiert werden soll. „Etwas tun, bevor etwas passiert“, lautet das Credo von Frank Thiele (47), der auf große Erfahrung im Bereich Kriminalprävention zurückgreifen kann. Über einen Zeitraum von mehreren Jahren hat er ehrenamtlich ein Programm erarbeitet. Auf einer theoretischen und einer praktischen Ebene will er darin „fühlbar machen“, wie sich Bürger gegen gewaltbereite Täter zur Wehr set-

Dominik Brunner hat dem Thema Zivilcourage ein Gesicht gegeben

zen können, ohne sich und andere zu gefährden.

Ziel ist, bestimmte Verhaltensprinzipien so zu verinnerlichen, dass sie in einer Konfliktsituation sofort richtig angewandt werden können. „Wir arbeiten mit dem Kopf, der ist waffenscheinfrei“, sagt Thiele, Projektleiter der Initiative Schutz vor Kriminalität. „Sichere Wege sehen“, gibt er als Ziel des Seminars an.

Über mangelnde Nachfrage braucht er sich spätestens seit

den jüngsten Übergriffen in öffentlichen Verkehrsmitteln nicht beklagen. Auch Thiele hat sich seine Gedanken gemacht über den Tod des Münchner Geschäftsmannes Dominik Brunner, der in der S-Bahn einen Streit schlichten wollte, und daraufhin von zwei Teenagern auf dem Bahnsteig zu Tode geprügelt wurde. „Dominik Brunner hat fast alles richtig gemacht“, sagt Thiele. Er hat in seinen Augen dem Thema Zivilcourage ein Gesicht gegeben. Aber: Er habe es versäumt, „Öffentlichkeit herzustellen“. So habe er nicht die Notbremse gezogen, um den Zug zum Halten zu bringen und den Zugführer aufmerksam zu machen. Auch die anderen Fahrgäste wären nach dem Ziehen der Notbremse eher gezwungen gewesen, sich dem Konflikt zuzuwenden.

„Will man Zivilcourage zeigen, muss die Kette der Hilfeleistungen richtig aufgebaut werden“, sagt Thiele. Er weiß selbst, dass dies einfacher klingt, als es ist. „Es gibt keine Patentrezepte aber ein Verhaltensprinzip.“ Und das erfordert Training, das Durchspielen von Konfliktsituationen.

Frank Thiele hat die im Seminar vermittelten Prinzipien so zusammengefasst, dass man sie an

einer Hand abzählen kann. Zunächst gelte es, eine potenzielle Gefahr schnell zu erkennen. Je früher man interveniert, desto größer die Chancen, eine Eskalation der Situation zu verhindern.

Nächster Schritt: Die eigenen Gefühle, auch Ängste, ernst nehmen und nicht verdrängen. Ausatmen, sich innerlich auf einen Konflikt einstellen. Nur dann kann man auch mit ihm umgehen. Dann folgt, was Thiele „Stopp setzen!“

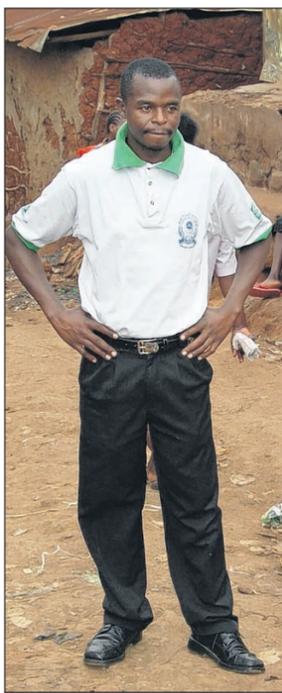
Den Angreifer nie provozieren. Besser ist es, das Feld zu räumen

nennt. Dem Täter Widerstand leisten, jedoch ohne ihn zu provozieren, also anzufassen oder beleidigen. „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich will das nicht!“ Frank Thiele lässt banale Sätze, für die es doch viel Überwindung braucht, von den Seminarteilnehmern immer wieder laut sagen. Besonders Frauen sollten im Fall der Fälle einen potenziellen Täter siezen um der Umgebung deutlich zu machen, dass es hier nicht um einen Beziehungsstreit geht.

„Gefühle wie Angst oder Peinlichkeit dürfen dabei keine Rolle spielen“, mahnt der Trainer. „Ziel ist, Öffentlichkeit herzustellen.“ Selbstzweifel sollte man verdrängen. Wichtig sei eine selbstbewusste Körpersprache. Als nächsten Schritt gelte es, sich möglichst von der Örtlichkeit zu entfernen. Vor allem Männer würden häufig den Fehler machen, auf ihrem Territorium zu beharren und damit die Gefahr einer körperlichen Auseinandersetzung zu erhöhen. Man dürfe Angreifer aber nie provozieren, sondern müsse versuchen, ihre Wut zu mäßigen.

Das gelte auch für Helfer: Nicht dazwischen springen und sich selbst in Gefahr begeben, sondern Hilfe organisieren, die Notbremse ziehen. Das sei viel wichtiger. Und dann voraus denken: Was könnte der Täter als nächstes tun? Je aufmerksamer man ist, umso besser könne man sich auf Gefahr einstellen.

Welche Lehren der kleine Tom aus dem Seminar mitgenommen hat? „Ich werde nicht wieder durch den Park nach Hause gehen, wenn mich jemand verfolgt, sondern sofort Hilfe suchen, zum Beispiel in einem Laden.“ Frank Thiele ist zufrieden mit dieser Antwort.



Shadrack Shihundu ist Lehrer. Was er verdient, reicht kaum für die Familie. Foto: Markus Grabitz

Ein Stück Huhn? – Einmal im Jahr

In Nairobis Elendssiedlung Kibera ist das Leben ein täglicher Überlebenskampf

Jeder sechste Mensch weltweit hungert. Allein in Kenia sind es derzeit 3,8 Millionen. Auch in der Hauptstadt Nairobi ist das tägliche Brot knapp. Ein Lehrer aus Afrikas größter Elendssiedlung Kibera berichtet, wie schwer es ist, seine Familie zu ernähren.

Von MARKUS GRABITZ

Nairobi In Kenias Hauptstadt prallen die erste und die dritte Welt unvermittelt aufeinander. Nur wenige hundert Meter vom Stadtzentrum mit den Luxus-Hotels und den Hochhäusern der Banken entfernt beginnt das Meer von Wellblechdächern. Niemand weiß genau, wie viele Menschen hier leben. Zwischen 800 000 und 1,5 Millionen sollen es sein, sie wohnen auf engstem Raum. Ihre Fäkalien laufen in offenen Rinnalen zwischen den windschiefen Hütten die Trampelpfade aus

rotem Lehm herunter. Der Abfall türmt sich allorten. Über ganz Kibera wabert der Gestank von Fäulnis und Moder. Seit einigen Tagen grassiert die Cholera. Es gibt keinen Strom, 20 Familien müssen sich eine Latrine teilen. Kein fließend Wasser, Trinkwasser schon einmal gar nicht.

Kibera ist erste Anlaufstelle für junge Kenianer, wenn sie das Leben auf dem Land hinter sich lassen und nach Nairobi kommen. Für die meisten von ihnen wird die Elendssiedlung Heimat und Endstation. Shadrack Shihundu, der heute 28-jährige Grundschullehrer, kam vor acht Jahren von Kisumu nahe dem Viktoria-See.

Reguläre Arbeit gab es für ihn nicht. Wie die meisten anderen Bewohner des Elendsviertels auch musste er zusehen, wie er sich mit Gelegenheitsjobs durchschlug. Irgendwann hat er angefangen, auf freiwilliger Basis als Lehrer in einer Grundschule in Kibera zu arbeiten. Knapp 50 Euro verdient

er damit inzwischen im Monat. So kam er einigermaßen über die Runden, konnte seine Frau und die beiden Kinder (fünf und drei Jahre alt) über den Monat bringen. Doch seit 2006 hat sich seine Lage massiv verschlechtert. „Manchmal haben wir richtig Hunger“, so der junge Lehrer, der Biologie, Kisuaheli und Mathe unterrichtet.

Die Menschen in Kenia werden gleich doppelt gebeutelt: Zum einen setzt ihnen die Dürre zu. Die letzten vier Regenzeiten fielen enttäuschend aus, die Ernten waren dürftig, dadurch stiegen die Preise. Zum anderen setzt ihnen die Finanzkrise zu: Weil die Exil-Kenianer in den USA und in Europa um ihre Jobs bangen, überweisen sie nicht mehr so viel Geld in die Heimat wie früher.

Die Folgen von hohen Nahrungsmittelpreisen und Finanzkrise kann Shihundu klar benennen. „Früher reichten mir 150 Shilling am Tag (umgerechnet

1,30 Euro), um meine Familie zu ernähren. Jetzt brauche ich das doppelte.“ Meistens essen die Shihundus zu Hause nur Ugali, das weiße geschmacklose Maismehl, gestreckt mit Wasser. Ein Stück Huhn? „Einmal im Jahr“. Ein Ei? „Das ist einen Monat her.“ Heimische Mangos, Bananen – hier in Nairobi sind sie für ihn und seine Familie etwas Besonderes.

Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP) kämpft mit den gleichen Problemen. Seit Jahren hat das WFP 1,2 Millionen Schüler in den Schulen verköstigt. Für viele Eltern war die Schulspeisung ein guter Grund, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Doch jetzt kann sich das WFP die Schulspeisung nicht mehr leisten. Die kenianische Regierung übernimmt jetzt knapp die Hälfte der Kosten. Auch in der Schule in Kibera, wo Shadrack Shihundu unterrichtet, besorgt das WFP die Schulspeisung. Die Preise, die

Warum fehlte Platzeck beim Parteitag?

Brandenburgs Regierungschef Matthias Platzeck nahm am Wochenende nicht am Bundesparteitag der SPD in Dresden teil. Stattdessen legte er zum Volkstrauertag in Potsdam einen Kranz nieder.

Von DIETRICH SCHRÖDER

Potsdam (MOZ) Einer der wenigen Ministerpräsidenten, den die Sozialdemokraten derzeit in den Bundesländern noch stellen, ward beim Bundesparteitag in Dresden nicht gesehen: Matthias Platzeck. Bereits in den Wochen zuvor hatte sich der 55-Jährige deutlich engagierter um die Bildung einer rot-roten Koalition in Brandenburg gekümmert, als mit über die Niederlage seiner Partei bei der Bundestagswahl zu diskutieren.

Spekulationen über ein mögliches Desinteresse des Potsdamers an der Bundespolitik wies SPD-Landesgeschäftsführer Klaus Ness gestern aber energisch zurück. „Der Ministerpräsident litt an einer fiebrigen Erkältung und nahm sich – auch auf Anraten seiner Genossen – etwas Zeit, um diese auszukurieren“, erklärte Ness. Schon am Tage seiner Wiederwahl zum Regierungschef sei Platzeck nicht ganz auf dem Posten gewesen.

Und warum wurde Platzeck in Dresden nicht zu einem Stellvertreter des neuen Parteichefs Sigmar Gabriel oder wenigstens in den Bundesvorstand gewählt? „Platzeck war einmal Parteivorsitzender, da lässt man sich dann nicht mehr sozusagen ins Glied wählen, das macht auch ein Kurt Beck nicht“, erläuterte Ness. Der Ministerpräsident gehöre schon aufgrund dieses Amtes dem Parteipräsidium an, außerdem sei Brandenburg mit Frank-Walter Steinmeier und der hierzulande geborenen und jetzt in Mecklenburg-Vorpommern tätigen Manuela Schwesig in der Parteiführung vertreten.

Hätte Platzeck nicht aber am Sonntag anstelle zur Kranzniederlegung am sowjetischen Denkmal in Potsdam nach Dresden fahren können? „Damit zeigte er, dass ein Termin in Brandenburg für ihn Priorität hat“, so Ness.



Nicht in Dresden: Matthias Platzeck Foto: Michael Märker

Ein Stück Huhn? – Einmal im Jahr

In Nairobis Elendssiedlung Kibera ist das Leben ein täglicher Überlebenskampf

Jeder sechste Mensch weltweit hungert. Allein in Kenia sind es derzeit 3,8 Millionen. Auch in der Hauptstadt Nairobi ist das tägliche Brot knapp. Ein Lehrer aus Afrikas größter Elendssiedlung Kibera berichtet, wie schwer es ist, seine Familie zu ernähren.

Von MARKUS GRABITZ

Nairobi In Kenias Hauptstadt prallen die erste und die dritte Welt unvermittelt aufeinander. Nur wenige hundert Meter vom Stadtzentrum mit den Luxus-Hotels und den Hochhäusern der Banken entfernt beginnt das Meer von Wellblechdächern. Niemand weiß genau, wie viele Menschen hier leben. Zwischen 800 000 und 1,5 Millionen sollen es sein, sie wohnen auf engstem Raum. Ihre Fäkalien laufen in offenen Rinnalen zwischen den windschiefen Hütten die Trampelpfade aus

rotem Lehm herunter. Der Abfall türmt sich allorten. Über ganz Kibera wabert der Gestank von Fäulnis und Moder. Seit einigen Tagen grassiert die Cholera. Es gibt keinen Strom, 20 Familien müssen sich eine Latrine teilen. Kein fließend Wasser, Trinkwasser schon einmal gar nicht.

Kibera ist erste Anlaufstelle für junge Kenianer, wenn sie das Leben auf dem Land hinter sich lassen und nach Nairobi kommen. Für die meisten von ihnen wird die Elendssiedlung Heimat und Endstation. Shadrack Shihundu, der heute 28-jährige Grundschullehrer, kam vor acht Jahren von Kisumu nahe dem Viktoria-See.

Reguläre Arbeit gab es für ihn nicht. Wie die meisten anderen Bewohner des Elendsviertels auch musste er zusehen, wie er sich mit Gelegenheitsjobs durchschlug. Irgendwann hat er angefangen, auf freiwilliger Basis als Lehrer in einer Grundschule in Kibera zu arbeiten. Knapp 50 Euro verdient

er damit inzwischen im Monat. So kam er einigermaßen über die Runden, konnte seine Frau und die beiden Kinder (fünf und drei Jahre alt) über den Monat bringen. Doch seit 2006 hat sich seine Lage massiv verschlechtert. „Manchmal haben wir richtig Hunger“, so der junge Lehrer, der Biologie, Kisuaheli und Mathe unterrichtet.

Die Menschen in Kenia werden gleich doppelt gebeutelt: Zum einen setzt ihnen die Dürre zu. Die letzten vier Regenzeiten fielen enttäuschend aus, die Ernten waren dürftig, dadurch stiegen die Preise. Zum anderen setzt ihnen die Finanzkrise zu: Weil die Exil-Kenianer in den USA und in Europa um ihre Jobs bangen, überweisen sie nicht mehr so viel Geld in die Heimat wie früher.

Die Folgen von hohen Nahrungsmittelpreisen und Finanzkrise kann Shihundu klar benennen. „Früher reichten mir 150 Shilling am Tag (umgerechnet

1,30 Euro), um meine Familie zu ernähren. Jetzt brauche ich das doppelte.“ Meistens essen die Shihundus zu Hause nur Ugali, das weiße geschmacklose Maismehl, gestreckt mit Wasser. Ein Stück Huhn? „Einmal im Jahr“. Ein Ei? „Das ist einen Monat her.“ Heimische Mangos, Bananen – hier in Nairobi sind sie für ihn und seine Familie etwas Besonderes.

Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (WFP) kämpft mit den gleichen Problemen. Seit Jahren hat das WFP 1,2 Millionen Schüler in den Schulen verköstigt. Für viele Eltern war die Schulspeisung ein guter Grund, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Doch jetzt kann sich das WFP die Schulspeisung nicht mehr leisten. Die kenianische Regierung übernimmt jetzt knapp die Hälfte der Kosten. Auch in der Schule in Kibera, wo Shadrack Shihundu unterrichtet, besorgt das WFP die Schulspeisung. Die Preise, die

er in Kibera für Grundnahrungsmittel zahlen muss, sind erschreckend hoch. Selbst für deutsche Verhältnisse. Shihundu sorgt dafür, dass seine kleinen Kinder zumindest ein Glas frische Milch am Tag trinken. Ein Liter Milch kostet ihn in Kenia aber umgerechnet 60 Eurocent! Und das Wasser. Es kommt in 20-Liter-Kanistern. Am Tag benötigt er für sich und seine Familie 120 Liter. Es ist kaum billiger als in Berlin, muss dafür aber abgekocht werden, um Durchfälle zu vermeiden.

So sehr er auch knausert, Shihundu kommt mit seinem Monatslohn immer seltener aus. Ein Konto bei der Bank, das er überziehen könnte, hat er nicht. Er muss zum Geldverleiher, der Wucherzinsen nimmt. 20 Prozent Zinsen sind fällig, im Monat, versteht sich. Derzeit steht er mit einem halben Monatslohn in der Kreide. „Mein Ziel ist es, bis Weihnachten, die Schulden abzubezahlen.“